

Unn? Wie schmeckt's? Oh leck, saugudd!

O*h leck, Willy, muss isch das immer widder saahn: Wenn de runnergehschd, holl de Müll mit!«*

»*Oh leck*«, motze ich pflichtschuldig. Aber, ja, sie hat ja recht, meine Frau Sabine. Und »*oh leck*«, wundere ich mich dann, dass die Tonne schon wieder rappellvoll ist.

Oh leck! Das ist vielleicht das Erste, was einem sprachlich sofort ins Auge sticht – oder besser ins Ohr, wenn man zu uns Saarland kommt, kaum hat man die *Grenze zwischen Genie und Wahnsinn* überschritten – die liegt hinter Kaiserslautern. So nennen böse Zungen manchmal die Abgrenzung zur Pfalz.

Nun wohne ich seit mehr als 30 Jahren im Saarland, aber bislang konnte mir kein Einheimischer erklären, was es mit diesem *Oh leck!* eigentlich auf sich hat. Sabine mutmaßte gar einen literarischen Ursprung, nämlich, dass es etwas mit dem berühmten Goethe-Zitat zu tun habe, aber das konnte ich nach langen Dialekt-Recherchen nicht verifizieren.

Dafür ist mir aufgefallen, dass aus einem Saarländer solch ein *Oh leck!* bei den unterschiedlichsten Gelegen-

heiten herausbricht: wenn er sich freut, wenn er überrascht ist, wenn er Mitgefühl zeigt, verärgert ist, aber auch Begeisterung drückt er damit aus. Natürlich ist die Betonung jeweils an die Stimmung angepasst, sodass man einen Saarländer oft allein am Klang verstehen kann. Ein sehr glücklicher Umstand, gerade im Umgang mit Nordsaarländern, die sonst kaum zu verstehen sind. Klaus machte es mir mal vor und interpretierte die unterschiedlichen Ausdrucksweisen: das ganz kurze, überraschte *Oh leck!*, aber auch das gedehnte, beeindruckte *Oh leeeck!* Beim mitleidigen musste ich sogar lachen. Er meinte, dieser verbale saarländische Gefühlsausbruch sei eigentlich universal zu verwenden. Also, er drückte es einfacher aus: »*Oh leck, du, das ›Oh leck‹ passt ibberall.*« Man kennt es eigentlich nur hier im Saarland. Wäre der Ausdruck überregional, hätte man ihn jedenfalls garantiert schon in der Bibel verwendet: Am Anfang war das Chaos und Gott sprach: »*Oh leck, wie sieht's dann hier aus?*«

Trotzdem bin ich nach langen Recherchen auch in meinem Sprachverständnis des saarländischen Babylon weitergekommen und bin heute davon überzeugt, dass *Oh leck!* eigentlich gar nichts heißt. Man nutzt diesen Ausdruck, um eine Denkpause zu überbrücken. Wird der Saarländer etwas gefragt, muss er denken, und das kann – je nach Frage – durchaus dauern. Natürlich möchte er nicht, dass der andere gleich merkt, wie er denkt, also überbrückt er diesen komplexen Vorgang mit einem Ausdruck, der ihm geläufig ist und den er ohne große geistige Anstrengung äußern kann, während sein Gehirn gleichzeitig angestrengt weiterdenkt: Er sagt *Oh leck!* – manchmal klingt da die Intensität des Überlegens schon mit, wenn er es dehnt: *Oooh läääääck!* Dafür kommt dann

das Ergebnis des Denkvorgangs scheinbar spontan aus ihm herausgesprudelt.

Nun, wenn man andere Regionen betrachtet, sieht man deutlich, dass eine ähnliche Praxis vielerorts die Denkprozesse begleitet, mit entsprechend regional gefärbten Füllwörtern beziehungsweise -sätzen. Meinem Freund Karl-Heinz, obwohl fast täglich an meinem *Büfett* hängend, hört man auch dabei den Pfälzer noch deutlich an. Er sondert nämlich bei ähnlicher Gelegenheit in seinem typisch pfälzischen Singsang eine Art *Ei joooh!* ab, während man vom Bayern das urige *Jo mei!* kennt: kurz und knackig – der Bayer scheint da etwas schneller zu denken. Hessen bevorzugen ihr nasales *Ei horsche mol ...* – was eben auch nichts anderes bedeutet als: »Moment, ich habe meine Überlegung noch nicht ganz abgeschlossen.« Während ein Schwabe beginnt, Hauptstädte aufzulisten: *Hanoi ...* – dann kommt auch die Antwort, vermeintlich wie aus der Pistole geschossen. Somit ist auch das saarländische *Oh leck!* allgemein akzeptiert und durchaus bei gehobenen Anlässen erlaubt.

Viele Frauen, die neu ins Saarland kommen, reagieren zunächst schockiert darüber, dass man in der dritten Person Neutrum über sie spricht und sie plötzlich *es Margret* oder *es Claudia* heißen. Die Frau trägt hier in der Regel den Artikel *das*, oder vielmehr *es*, phonetisch korrekt müsste man *ähs* schreiben. Das ist keinesfalls böse gemeint, sondern es handelt sich schlicht und ergreifend um eine Verniedlichung. So wie bei dem »Mädchen« – auch hier: dritte Person Neutrum. Was nicht bedeutet, die Frauen hätten im Saarland nichts zu sagen. Im Gegenteil. Saarländer sagen im Grunde zu jeder Frau *es*. Außer, sie haben Angst vor ihr. Von einer Ärztin oder einer Leh-

rerin würde niemals in der dritten Person gesprochen, das ist dann tatsächlich *die*. Sogar im Familienkreise wird manchmal von der Regel abgewichen. Niemand sagt *es Schwiermudder*, da verwendet man lieber das distanziertere »die«. Genau wie bei einer Amtsperson, einer Sachbearbeiterin bei der Agentur für Arbeit zum Beispiel. Kein Mensch würde von ihr als *es Frau Meier* sprechen, nein, da passt die feminine Form »die« weit besser, beispielsweise als *die dumme Puut*.

Natürlich ändern sich durch den Artikel auch die anderen grammatikalischen Formen. So verwendet man bei der verheirateten Frau (heute auch bei der sogenannten Lebensabschnittsgefährtin) noch das altmodische Possessivpronomen – der Mann zeigt damit eine Art Besitz an. Die Frau ist dann nämlich *seins*. Das Umgekehrte gilt allerdings auch: *de Hubert is em Marlies seiner*. Das kann leicht zu Verwirrungen führen, vor allem, wenn ein solches saarländisches Paar unterwegs ist, wenn es beispielsweise in Frankfurt ein Hotel betritt und der Mann sich vorstellt: »*Entschuldigung, mein Name is Backes, Heinz, unn das doo is meins!*« (auf seine Angetraute deutend). Der hessische Hotelangestellte (in dessen Heimat die Frauen grammatikalisch tatsächlich immer weiblich sind) wird daraufhin höchstwahrscheinlich kontern: »*'tschuldigung, Meister, abber do habbe se sisch gehörisch verfabre. Hier, des is net Mainz, des is Frankfurt!*«

Ohnehin haben Saarländer Probleme, sich deutlich und klar auszudrücken. Vielleicht wirken sie deswegen bisweilen auch etwas sprachfaul, denn sie vermeiden oft selbst einfache Worte. Der Saarländer sagt zum Beispiel nicht »ja« oder »nein«, häufig brummelt er nur etwas Unverständliches, wobei das Zusammenwirken von Gestik,

Mimik und seiner Körpersprache schon darauf hindeuten, was er meint. Er legt sich einfach nicht gerne fest und antwortet am liebsten so etwas wie »*Ooch, pff!*« Mag sein, dass er in seiner wechsellvollen Geschichte, in der er nie so recht wusste, wo er eigentlich hingehört, die Erfahrung gemacht hat, dass es viel geschickter ist, sich nicht zu schnell festzulegen. Für die übliche Kneipenkommunikation reicht »*Ooch, pff!*« jedenfalls völlig aus.

Natürlich kann das auch zu Komplikationen führen. Nie werde ich die Hochzeit von Tanja und Karl-Heinz vergessen, als der Pfarrer fragte, ob sie willens sei ... und so weiter, bis der Tod euch scheidet, was er da üblicherweise so fragt, worauf *unser Tanja*, also *es* (genau) lässig die Schultern zuckte und murmelte: »*Ooch, pff!*« Die wissen bis heute nicht, ob sie verheiratet sind.

Sich nicht direkt festzulegen kann jedoch durchaus positive Konsequenzen haben. Nehmen wir zum Beispiel den ehemaligen Verteidigungsminister »von und zu Gutenberg«, der später als »der große Plagiator« Karriere gemacht hat und seinerzeit die Riege der Ex-Doktoren anführte. Wäre das ein Saarländer gewesen, hätte er, befragt, ob er abgeschrieben habe, sich einfach den gegelten Kopf gekratzt und erklärt: »*Ooch, pff!*« – er wäre vielleicht heute noch Verteidigungsminister und hätte nicht nach Amerika auswandern müssen, wo man seine Geschichte nicht kennt.

Man hat bei Saarländern oft den Eindruck, sie seien wortkarg, aber das stimmt nicht. Sie können sogar sehr viel reden, *Rätschen* ist übrigens der hiesige Ausdruck für Klatsch. Aber warum soll man unwichtige Dinge nicht verkürzt artikulieren, um für wichtige Dinge mehr Zeit zu haben. Das zeigt sich täglich bei der landestypischen

Begrüßungszeremonie, denn das übliche »Guten Tag, wie geht es dir?« wird hier – im wahrsten Sinne des Wortes – sehr einsilbig abgekürzt zu »*Unn?*«.

Dieses »*Unn?*« hört man allerorten im Saarland. Und obwohl es so kurz und knapp klingt, beinhaltet es trotzdem eine komplexe Palette von Fragen. »*Unn?*« heißt nämlich so viel wie: »Guten Tag, wie geht es dir, was machen die Kinder, hast du deinen Beruf noch, ist die Frau noch gesund, kann sie noch gut arbeiten ...?« All das steckt in diesem kleinen, unscheinbaren Wort. Die Antwort fällt meist auch nicht sehr viel umfangreicher aus: »*Ooch, pff!*« Und schon sind wir mittendrin in einer typisch saarländischen Unterhaltung. Man tauscht eben keine Unwahrheiten aus, indem man behauptet, es gehe einem gut, nur weil der andere gefragt hat. Hier weiß man nämlich, dass der übliche Smalltalk nur oberflächliches Geplänkel ist und keiner die Wahrheit spricht.

Trotz einsilbiger Dialoge kann man den Saarländern nicht vorwerfen, sie seien verstockte »Muffelköpfe«, die wortkarg wären. Sie können unglaublich begeistert sein und dieser Freude spontanen Ausdruck verleihen. Wenn ihnen etwas ganz besonders imponiert oder gefällt, halten sie damit nicht hinter dem Berg oder hinter der Halde. Dann kann man schon einmal ein tief aus dem Bauch kommendes »*Oh leck! Saugudd!*« vernehmen.

Das Adjektiv *saugudd* wird sehr häufig verwendet, als Steigerung des einfachen *gudd*. Der Saarländer neigt dazu, Dinge seiner landwirtschaftlichen Herkunft – hier also die *Sau* – als grammatikalischen Präfix zu missbrauchen: *gudd, besser, saugudd!* So wird der *Sau* auch heute noch gehuldigt. Sie war stets ein verlässliches und nützliches Haustier: Lieferant vom Schinken über Leder bis hin zu

den Borsten, mit denen man samstags noch *die Gass kehre* kann. Als universaler Ressourcenlieferant hat sie schon lange auch in die Sprache Einzug gehalten. Selbst eingefleischte Vegetarier nehmen die *Sau* in den Mund, wenn sie etwas verstärkt artikulieren möchten: *saugudd, sauschlescht, hier isses sauscheen* oder auch *Pälzer sinn saubleed!*

Für den Gast, der als Tourist oder als Geschäftsmann das Saarland besucht, ist es wichtig zu wissen, dass selbst der feine und vornehme Saarländer sich dieses steigern-den Präfixes bedient: »Oh, danke! Diese herrlichen Blumen sind wirklich sauschön!« Der Gast kann sogar selbst damit punkten, wenn er sich diese *sauige* Sprachweise zu eigen macht. Denn im Gegensatz zu vielen anderen Landstrichen deutscher Zunge fühlt sich der Saarländer nicht verhöhnt, wenn der Fremde die ein oder andere regionale Floskel übernimmt, solange er es nicht übertreibt und versucht, wie ein Einheimischer zu klingen.

Ein ganz typisches Beispiel: die Einladung. Man kommt als Fremder ins Saarland und schließt vielleicht recht schnell vermeintliche Freundschaften an der Theke, dem *Büfett*. Solch lockere Verbindungen können durchaus fester werden und lange Bestand haben. Es dauert zwar seine Zeit, bis ein eingefleischter Saarländer so zutraulich wird, dass er seinen neu gewonnenen Freund zu sich nach Hause einlädt, aber dort gibt es – das betrifft eher die Hausfrau, also *es* – das ungeschriebene Gesetz der Gastfreundschaft. Der Fremde wird nicht nur kräftig mit Getränken versorgt, nein, er muss auch essen – und das zu jeder Tages- und Nachtzeit: »*Ei kommen rinn, unn? Hanner schon was gess?*« Übrigens, an diesem Beispiel schön zu sehen: *hanner*, also *habt Ihr* ... denn häufig wird an der Saar noch die französische Form der Anrede verwen-

det, also nicht die dritte Person Plural wie im Deutschen (Sie), sondern die zweite, wie man es aus dem Französischen kennt: *vous*.

Der Fremde muss essen, ob er will oder nicht. Natürlich möchte die Hausfrau, stolz auf ihre Kochkünste, dann auch wissen: »*Unn? Schmeckt's?*« Hier kommt dann der Moment, wo der Fremde seine neu erworbenen Sprachkenntnisse einfließen lassen kann. Er sagt nicht nur *gudd!*, sondern – das hört die Dame des Hauses dann besonders gern – *saugudd*. Von da an darf man sich fast schon zur Familie gehörig fühlen.

Schmeckt das Essen nicht so gut, darf man das auch freundlich ausdrücken, indem man die Lippen etwas spitzt, den Kopf leicht schräg legt, mehrfach wissend nickt und mit einem länger gestreckten »*Dooch! – Kammeresse!*« zeigt, dass man wenigstens die Arbeit der Kochenden würdigt.

Sollte es allerdings noch weniger munden, dann ist es auch kein Sakrileg, wenn man auf den zweifelhaften Genuss verzichtet und das Mahl stehen lässt. Man sollte sich aber vorher entsprechend wappnen, denn die Hausfrau wird das sofort registrieren, ängstlich an ihren Fähigkeiten zweifeln und gleich fragen: »*Unn? Schmeckt's nit?*« Dann sollte man auf keinen Fall sagen, es sei *sau-schlescht*, denn das ist ihr gegenüber grob unhöflich, das ist ein, wie es auf Neudeutsch heißt, No-Go. Dann verwendet man das weit diplomatischere »*Och, das doo is emol ebbes anneres!*«

